



Schlesische

Jg. 3, 1918 Nr. 1-52

Bz 25049
781957 IV

Jg. 3

315/115

2002-04-12



Lazarett-Zeitung

mit den
Nachrichten des Ausschusses
für die Kriegsverletztenfürsorge in der
Provinz Schlesien



und den
Mittellungen der Schles. Landgesellschaft
betr. Ansiedlung von Kriegsverletzten.

Die Lazarett-Zeitung erscheint wöchentlich. — Bezugspreis monatlich 60 Pfg. frei ins Haus, zuzüglich 4 Pfg. Bestellgeld.

Bezug nur durch die Post.

Der Preis für Anzeigen und Reklamen beträgt 50 Pfg. für die eingespaltene Pettizeile, Stellenangebote 16 Pfg., Stellengesuche von Kriegsverletzten sind frei. — Alle Zuschriften an die Schriftleitung in Gletwiz, Wilhelmstraße 8.

Nr. 1.

Gleiwitz, Sonnabend, den 5. Januar 1918.

3. Jahrgang.

Zum Neuen Jahr.

Röm. XII, 12. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.

Als Zeit der Hoffnung, als Zeit der Verzweiflung hat einmal ein großer Schriftsteller die dem Ausbruch der großen französischen Revolution vorausgehenden letzten Jahre gekennzeichnet. Trotz allem Elend jener Tage stellt er doch die Hoffnung voran. Wo ein Neues sich zum Siege vorbereitet, wird sie natürlicherweise zur Führerin. Demnach auch jedes noch so gewaltige Neue muß ringen, kämpfen, oft bis zur Verzweiflung; und neben der Hoffnung geht der Tod. — Hat die Welt nun wohl je ein Zeitalter größeren Umsturzes gesehen als das unsere? Der Gigantenkampf unserer Tage wird nicht nur die Landkarte der Erde, nicht nur die äußeren Beziehungen ihrer Völker grundstürzend ändern. Auch in ihrem inneren Leben welch gewaltiger Wandel! Rußland ein Freistaat? Und das „freie“ England, der Gegner alles „Militarismus“, nun Heimat der allgemeinen Wehrpflicht? — Das alles ward; wie viel wird noch werden?! Gibt es ein Wort, das im Wandel solcher Zeiten dem Christen als Lösung gelten kann? Ich denke doch, das diesen Zeilen Voranstehende darf diese Geltung beanspruchen: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.“

Aus den Tagen der ersten Christenheit tönt das Wort zu uns herüber. Auch sie gingen schwanger mit den Ideen gewaltigsten Umsturzes. Tempel sollten fallen, alte Götterbilder stürzen; und nicht nur das: mit ihnen eine Kultur, die Übergewaltig Jahrhunderten ihr Gepräge gegeben hatte, mit ihr auch sittliche Ordnungen, die, wie die Sklaverei, ihr zur Grundlage gedient hatten, anscheinend durch Jahrtausende geheiligt. — War's dem Evangelium möglich zu flehen? Wohl, es durfte nicht erwarten, ohne Opfer, schwere Opfer sich emporzurichten. Dennoch; war nicht auf seiner Seite die Wahrheit, war nicht ihr Schlichter der lebendige Gott? Das Reich mußte ihnen bleiben. Vorwärts! Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet! —

Der lebendige Gott und die Macht der Wahrheit, — deutsches Volk, sind sie nicht deiner Hoffnung Träger? Du hast jenen wirksam gesehen, als er die Führer aufleuchten ließ, wie Sterne aus der Nacht. Du hast sein Gericht geschaut, als er Königsreiche zerbrach, und die klugen Rechnungen der auf Gold- und Menschenreichtum pochenden Gegner hohnlachend zerriß. Willst Du noch zweifeln? Predigen Dir nicht gerade die von unseren Feinden nie ge-

ahnten Erfolge unsrer Waffen im letzten Jahr: „Sei fröhlich in Hoffnung“!? Er kann uns nicht so weit geführt haben, um uns am Ende fallen zu lassen. — Und die Macht der Wahrheit? Der Prozeß Suchomlinow und die Veröffentlichung der russischen Geheimverträge liefern den Beweis, daß sie im Anmarsch ist. Dein rein Gewissen war Deiner Stärke beste Kraft. Wenn Du von Unbeginn seiner froh sein durftest, jetzt doppelt und dreifach. Die Verleumdung, die wir durch unsere Gegner so bitter erfahren, behauptet sich nicht, kann sich nicht behaupten. Sei fröhlich in Hoffnung!

Freilich noch ist der Kampf nicht ausgekämpft. Wir ahnen vielmehr, daß nach allem Schweren das Schwerste, nach allem Furchtbaren das Furchtbarste noch uns bedroht. Blut und Tränen; noch werden ihre Ströme fließen. Aber tritt nicht aus Nebel und Pulverdampf leuchtender schon und verheißungsvoller das Ziel hervor, für das wir kämpfen: Friede? Wie Morgenröte steigt es auf im Osten. Glocken hören wir läuten, von deren Klang sich unser Ohr längst entwöhnt hatte. Umsäuselt von erquickendem Hauch eines neuen Tags schreitet er uns entgegen, der Bote segensbringender Zukunft. Wie groß und stark hat, deutsches Volk, Deine Geduld sich bewiesen, als Du noch nicht sahst. Und nun? Sei geduldig trotz Trübsal!

Und halte an am Gebet! — In jenen ersten Tagen der Christenheit schien ein Tag es dem anderen zuzurufen: Dein Reich komme. Aber die Jünger des neuen Glaubens wußten wohl, daß dieses Reich wohl komme, wie Frühling nach dem Winter, wie eine Gabe der Natur, wußten, daß es nicht nur erhofft, sondern vielmehr gebaut sein wollte. — Aber Bauen und Schaffen erfordern Kraft; und die Quelle der Kraft erschlossen auch sie sich alle Tage von neuem im Gebet. Wenn angesichts der Opfer drohender Verfolgung ihr Mut sinken wollte, — Gott und die Wahrheit sprechen sie sich selber zu. Das Ziel immer wieder von neuem ins Auge gefaßt, die Hand immer von neuem um den Stab des Heils geschlossen, so rafften sie sich immer wieder auf. „Haltet an am Gebet“. — Auch wir wissen, daß nicht der Arm das Schwert schwingt, sondern der Geist, der den Arm bewegt. Der Geist ist's, der lebendig macht, sagt die Schrift. Aber Begeisterung, — und sie bedeutet uns nicht den Rauch, sondern die gute Beharrlichkeit des Willens —, hat sich noch immer aus den Kräften des Himmels verflücht. Es gilt noch heute, auch uns: haltet an am Gebet. —



Gilt nicht nur dem Volk, gilt genau so dem Einzelnen; auch Dir. Wie fröhlich haben wir in den Lazaretten die Lichter des Weihnachtsbaumes entzündet; auch dafür gesorgt, daß ihr Strahl noch einmal grühend, segnend auf die Schwelle falle des neuen Jahres. Ließen wir das Licht scheinen in die Nacht, nur wie im Spiel? War's nicht, wie ein Gelübde? Wir wollen das Licht uns nicht verfinstern lassen. Wir Christen sind ein Volk, das stets aus dem Dunkel ins Helle steht. Fühlst Du nicht auch schon langsam die Kraft Dir steigen? Und leben alle Morgen

die Sorgen von neuem auf, nicht auch mit ihnen der Gott deines Glaubens? Hoff, o du arme Seele! Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.

Nur frisch hinein!

Es wird so tief nicht sein,

Das tiefe Meer muß Dir den Durchgang gönnen.

Was klagest Du? Sollt' der nicht helfen können,

Der nach dem Blitz gibt heitren Sonnenschein?

Nur frisch hinein!

Pastor Konrad Schmidt.

Die Feldpost.

Von Paul Thielemann.*)

Das Feldpostwesen hat erst nach Einrichtung regelmäßiger Posten eine genügende Entwicklung erfahren. Schon unter dem Großen Kurfürsten gelangte das kurbrandenburgische Postwesen zu erheblicher Bedeutung und stand mit der Thurn- und Taxischen Reichspost in rechtem Wettbewerb. Brandenburg war auch der erste Staat, der die Grundlage zu der jetzigen Feldposteinrichtung legte. Ein förmliches Feldpostamt wurde zuerst während des Nordischen Krieges unter Friedrich Wilhelm I. 1716 eingerichtet. Es folgte der Armee und hielt durch reichende Postkurse eine regelrechte Verbindung mit dem nächsten Postkurs aufrecht. Die Briefe wurden von den Truppenteilen durch besonders Kommandierte abgeholt und durften nur diesen ausgehändigt werden; dagegen war es jedem Soldaten überlassen, seine Briefe unmittelbar bei dem Feldpostamt aufzugeben.

In dem Siebenjährigen Kriege wurden die postalischen Einrichtungen weiter ausgebildet. Jedem Armeekorps war ein Feldpostamt im Hauptquartier zugeteilt, dem verschiedene Feldpostexpeditionen unterstanden, und das auch zeitweise die in der eroberten Provinz Schlesien vorhandenen kaiserlichen Reichspostämter verwaltete. Bei Ausbruch des Bayrischen Erbfolgekrieges (1778) wurde ein zahlreiches Feldpostdienstkorps eingerichtet.

Während der Befreiungskriege trat die Feldpost zur rechten Zeit in Tätigkeit, nachdem seit mehreren Jahren nach einem von dem General Gneisenau und dem Generalpostmeister von Seegebarth ausgearbeiteten Plan die Mobilmachung für jedes Korps sorgfältig vorbereitet war.

Während der folgenden langen Friedenszeit blieben die in den Feldzügen 1813/15 gemachten Erfahrungen ziemlich unbeachtet. Erst 1854 erfolgte eine durchgreifende Umgestaltung des Feldpostwesens durch die neuerlassene „Instruktion über den Feldpostdienst“. — Auch in den Feldzügen 1864 und 1866 hat sich die deutsche Feldpost durch ihre unermüdete Tätigkeit allseitige Anerkennung, selbst im Auslande, zu erringen gewußt. Überall war sie rechtzeitig zur Stelle, wenn auch nicht in den vordersten Reihen, so doch oft genug ganz in der Nähe der Gefechtsaufstellungen. Was die Feldpost dem Heer und der Heimat für den Nachrichten- und Gedankenaustausch während des deutsch-französischen Feldzugs gewesen ist, das weiß jeder, der den Feldzug mitgemacht hat. Man kann wohl sagen, daß die Feldpost nach beiden Richtungen hin geradezu unentbehrlich gewesen ist.

Nach dem amtlichen Ausweis sind vom Juli 1870 bis zum März 1871 nicht weniger als 90 Millionen Briefe, Postkarten, ferner Geldsendungen im Werte von 180 Millionen Mark, 2 1/2 Millionen Zeitungen und etwa 2 Millionen Pakete

von der deutschen Feldpost befördert worden, das heißt täglich mehr als 450 000 Gegenstände.

Während des Krieges 70/71 sind zahlreiche Angriffe auf die Feldpost und ihre Begleiter verübt worden. In verschiedenen Fällen sind auch Postladungen dem Feinde zum Opfer gefallen. So geriet ein am 11. 11. 1870 durch zwei rettende Postkurse beförderter Brieftransport für das in Troyes stehende Feldpostamt des 9. Armeekorps bei Nogent sur Seine in Feindeshand, nachdem einer der Postkurse verwundet worden war. Eine andere, am 14. 11. von Villeneuve l'Archeveque nach Sens abgelassene Feldpostabteilung, die außer einer starken Briefpost Geldsendungen zu namhaften Beträgen mit sich führte, wurde unweit Sens überfallen. Die Bedeckungsmannschaft wurde mit Ausnahme eines Kavalleristen, der sich rettete und Meldung erstatten konnte, teils niedergehauen, teils gefangengenommen. Der Postbegleiter und sein Postillon wurden erst nach dem Friedensschluß wieder ausgeliefert. Abgesehen von diesen mitgeteilten Fällen ist die Feldpost noch häufig mit dem Feind in Berührung gekommen. Namentlich heimtückische Angriffe seitens der im Rücken der fechtenden Truppe vielfach auftretenden Franktireurbanden waren nichts Seltsames. Derartige Angriffe auf die Feldpost kam freilich den beteiligten Ortschaften teuer zu stehen, indem ihnen militärischerseits empfindliche Kontributionen auferlegt wurden.

Auch bei anderen Gelegenheiten ist die Feldpost in Erscheinung getreten. So ward dem deutschen Detachement, das in China im Boxeraufstand kämpfte, eine Feldpost beigegeben.

Sobald die Armee auf den Kriegsfuß gesetzt wird, hat auch die Reichspostverwaltung ihre besondere Mobilmachung. Je nach Bedarf werden bei den gebildeten Armeen Reichspoststellen (Feldposten) aufgestellt, die je nach Ermessen ihre Standorte ändern und auch die postalische Verbindung mit den heimischen Postanstalten aufrechtzuerhalten haben. Die Beamten der Feldpost werden dem Personal der Reichspost entnommen und erhalten den Rang von Militärbeamten. Bemerkenswert ist, daß die mittleren Postbeamten zu den oberen Militärbeamten zählen. Wie alle Feldpostbeamten stehen sie in einem doppelten Unterordnungsverhältnis, und zwar einerseits zu den ihnen vorgelegten Militärbefehlshabern, andererseits zu den ihnen vorgelegten Postbeamten und Postbehörden, woraus sich allerdings verwickelte Disziplinarbefugnisse ergeben. Die Feldpostbeamten haben den allgemeinen Offiziersrang wie die meisten oberen Militärbeamten (Zahlmeister, Intendanturbeamte, Militärgerichtsbeamte usw.). Bei der Auswahl der Beamten ist besonders auf solche Bedacht zu nehmen, die des Reitens kundig sind. Beamte, bei denen dieses nicht zutrifft, haben sich zu verpflichten, in Friedenszeiten das Reiten zu erlernen. Hinsichtlich des Alters der zu verwendenden Personen ist zu bemerken, daß Beamte, die das 45. Lebensjahr überschritten haben, in der Regel vom Feldpostdienst auszuschließen sind. Auch wird darauf Rücksicht genommen, daß nicht Väter zahlreicher Familien zu Feldpostbeamten usw. bestimmt werden.

*) Der Verfasser der kulturgeschichtlichen Plauderei über „Die Feldpost“, Leutnant und Kompagnieführer Paul Thielemann, fand im Kampf für's Vaterland den Heldentod bei Longwy.

Des Kriegsblinden Führer.

Von Hans Hyan.

Von allen denen, die aus dem blutigen Ringen, in dem die Völker noch immer ihre Kraft und ihr Vermögen erschöpfen, verwundet heimkehren, sind die Blindgewordenen die Bedauernswertesten. Daß sich ihnen unser aller Sorge in erhöhtem Maße zuwendet, ist nur selbstverständlich. Sie haben so viel verloren, daß selbst unser Trost leise und behutsam sein muß, um ihre Seelenwunde nicht durch rauhes Taften weiter aufzureißen und immer von neuem bluten zu machen.

So hat man denn für die, die nicht sehend aus dem Kriege heimkehren, zuvörderst die Rente auf 1300 Mark — pro Jahr festgesetzt. Ferner hat die „Kriegsblindenhilfe“ in großzügiger Form überall Blindenschulen geschaffen, in denen diejenigen, die früher einen Beruf hatten, den ein Nichtsehender nicht

mehr ausüben kann, nun umgebildet und einer Arbeit zugeführt werden, die für ihren Zustand möglich ist.

Was aber bislang fehlte, war der Gefährte, Begleiter, Helfer und Schützer, den der Nichtsehende besonders in der Großstadt, doch auch draußen in der Einsamkeit kaum entbehren kann. Dieser Freund kann selbst der aufopferungsfähigste Mensch sein, doch auch ein liebendes Weib kann in erforderlichem Maße sein, weil jedes Menschenkind vor allem doch sein eigenes Leben leben und den hundert andern Pflichten genügen muß, die an es herantreten.

Da kamen die Leiter des „Deutschen Vereins für Sanitätshunde“ auf den Gedanken, im Hund den Helfer und Gefährten für den Kriegsblinden zu suchen.

Der „Deutsche Verein für Sanitätshunde“ in Oldenburg i. Gr. hat, wie heute jedem Deutschen bekannt ist, in diesem Kriege eine unschätzbare Arbeit für unser Heer, für unsere Soldaten geleistet. Den Lesern sind gewiß noch jene Schilderungen im Gedächtnis, die den Sanitätshund als trauten, todesmutigen Gehilfen des Sanitäters zeigen, der mit seinem Tiere das Kampfgebiet abfucht nach Verwundeten, die sonst im Fruchtfeld versteckt, verborgen in Gehölz und Gemäuer, in Granatlöchern und verlassenen Gräben, ja verschüttet in den zusammengeschossenen Unterständen, selbst dem aufmerksamsten Menschenauge so leicht entgehen können; die dann dem fürchterlichen Tode des Verwundeten anheimfallen. Der Hund mit seiner Schnelligkeit, seiner feinen Nase findet die Verborgenen, und Tausende und Abertausende unserer Soldaten sind so gerettet worden, oft allein dadurch, daß sie schon in derselben Nacht, statt erst am folgenden Tage gefunden, der Gefahr des Sichelblutens, des Wundbrandes, des Erfrierens usw. entgingen. Ja, ein unverwundliches Ruhmesblatt gebührt in der Geschichte dieses grauenvollen Krieges unsern prächtigen Hunden und ihren Führern; ebenso aber auch den Männern, die durch ihre hingebungsvolle Arbeit den Verein, der jetzt schon über 6000 Sanitätshunde ins Feld sandte, ins Leben riefen und ihn in den Stand setzten — freilich auch wieder durch die opferwillige Hilfe der ganzen Bevölkerung — seiner Riesenaufgabe voll und ganz gerecht zu werden!

Und nun hat der „Deutsche Verein für Sanitätshunde“ sich die neue Aufgabe gestellt, den Kriegsblinden zu helfen, sie mit zweckentsprechend ausgebildeten Hunden zu versehen, die unablässig und zu jeder Stunde die Nichtsehenden begleiten, sie schützen und führen durch alle Fährlichkeiten, an denen ja das Menschenleben so reich ist!

Man hat auch hier wieder den deutschen Schäferhund erwählt, als scharfen und dabei doch ruhigen Hund, dem der Instinkt für Schutz und Wache angezückt ist, der mit wankloser Treue für seinen Herrn einen hohen Grad der Intelligenz verbindet.

Diese Hunde werden natürlich von Sehenden abgerichtet, um dann ganz individuell dem Nichtsehenden, dem das einzelne Tier später dienen soll, in die Hand gearbeitet zu werden. Denn die Hauptsache ist natürlich hier noch mehr als bei jedem andern Dienst, den ein Hund leisten soll, das vertraute Verhältnis vom Tier zum Menschen, dessen Stimme und Lebensgewohnheiten der Hund kennen lernen, den er lieben und dem er ganz ergeben sein muß, wenn anders er seinen Schutzdienst voll erfüllen soll.

Das wichtigste ist natürlich die Führung des Blinden. Zu diesem Zweck trägt der Hund außer der Halsung, an der die Rote-Kreuz-Marke das Tier als staatlich autorisierten Schützer kennzeichnet, noch ein lebernes Brustgeschloß. An diesem befindet sich ein steifer, hochstehender Lederbügel, an welchem der Kriegsblinde das Tier führt, oder richtiger sich von ihm leiten läßt.

Der Hund wird nun besonders darauf dressiert, belebte Straßen mit seinem Herrn zu passieren und jedem Hindernis auszuweichen; dann aber von Fuhrwerk befahrene Dämme zu kreuzen, ohne seinen Herrn in Gefahr zu bringen.

Des weiteren soll er den Nichtsehenden gegen Bosheit und Rohheit schützen, denen ja selbst solche Bemitleidenswerten leider

Gottes zuzeiten ausgesetzt sind. Außerdem wird das Tier im Apportieren geübt, damit es dem Blinden etwa aus der Hand fallende Gegenstände aufheben und andere Dinge, die dem Nichtsehenden schwerer erreichbar sind, zutragen kann.

Alles Weitere lernt der Hund im Verkehr mit seinem blinden Herrn von selber. So beispielsweise, daß er zu Hause oder an anderm Ort vergebene Gegenstände holt, daß er den Blinden an bestimmte Plätze führt und daß er ihm — nicht zum wenigsten — Unterhaltung und Freude bereitet! Denn wenn schon der Hund dem Sehenden oft eine Quelle dauernden Vergnügens u. Gegenstand wirklicher Zuneigung sein kann (was leider von den in den Städten so häufigen Hundeseinden sooft vergessen oder als „lächerliche Sentimentalität“ angesehen wird!), um wieviel mehr wird erst der Blinde, der oft keinen einzigen ihm nahestehenden Menschen besitzt, sein Herz an den treuen Gefährten hängen und seine Lust und Freude in dem klugen, immer dienstwilligen und nie störenden Tiere haben!

Der „Deutsche Verein

für Sanitätshunde“, dessen hoher Protektor, der Großherzog von Oldenburg, auch diesem neuen Werk sein ganzes Interesse widmet, ist bemüht, allen unsern Kriegsblinden diese schöne und wertvolle Hilfe zu gewähren. Und die bisher erreichten Erfolge zeigen sich in dem begeistertsten Lobe, das die schon mit Hunden versehenen Kriegsblinden den Tieren spenden!

Für uns ist dieses Hilfswerk ein Trost, eine wunderschöne Genugtuung! Für diejenigen aber, die im todesmutigen Kampf für das Vaterland ihr Bestes, das Licht ihrer Augen, einbüßten, ist der Hund an ihrer Seite ein lebendiges Symbol der Treue, die ihnen ihr Land, ihre Volksgenossen immerdar schulden und bewahren werden!



Sanitätshunde mit ihren Führern im Hochgebirge.

Unsere Weihnachtsgans.

Humoreske von Th. Thomas-Frankfurt a. M.

„Vater, dieses Jahr wollen wir von Dir gar nichts zu Weihnachten geschenkt haben . . .“

„So? Das ist aber ein herzhafter Entschluß, aber kriegsgemäß, das muß ich sagen.“

„Ja, nicht wahr? Aber Du sollst etwas für alle gemeinsam kaufen, auch für Mutti und für Dich. Rate mal, was.“

„Aha, daher weht der Wind. Was soll ich da schon raten, man raus mit der Sprache.“

„Ein Gänschen, Vater. Eine einzige Gans, da hast Du doch auch was davon, wo Du doch so gern das Fett ißt . . .“

„Kinder, bin ich denn ein Munitionslieferant, oder handle ich mit Pfeffer, daß sich solche Wünsche in mein Haus verirren?“

„Nur eine ganz kleine brauchts zu sein.“ Sechs Arme legen sich dabei um die zottige Männerbrust, dazu kommt die treue Gattin:

„Hast Du nicht einen Freund in Schorndorf, könnte der nicht . . .“

Richtig. Ja die Weiber. Gewiß der Beutler könnte mir vielleicht solch einen Vogel billig besorgen. Ha, die Frauen, die denken doch gleich an alles. Ich stimme zu. Die Mädchen wirbeln im Zimmer. „Vater, Du bist goldig.“ Sofort schreibe ich. Sechs Augen saugen mir die Buchstaben aus der Feder, die Karte fliegt nur so in den nächsten Kasten, ob er sie heute noch bekommt „und ob morgen Antwort da sein kann“, „und ob“ „und ob“ . . .

Drei Tage später kam sie. Nicht die Gans, sondern die Antwort. Er schrieb, ich könnte eine Gans kriegen. Aber nicht als Postpaket, denn es würde alles im Bayerischen durchschnüffelt, ich solle mir die Gans selbst holen. Lebendgewicht: das Pfund sechs Mark. „Wenn Du mir etwas Zucker und ein Paar Holzschuhe mitbringen könntest, so wäre das sehr gut.“ So die Postkarte. Darunter stand noch ganz klein: „Man darf die Gans nicht ausschreiben, wegen der Spionität, deshalb immer nur G . . s.“

Es kostete 2,80 Mk. Fahrgehalt vierter Klasse. Aber es war auch ein schöner Vogel, ganz weiß. Er habe so große Arbeit gehabt, diesen zu kriegen, sagte mir mein Freund. Deshalb ließ ich ihm die Holzschuhe ohne Berechnung da. Für die Arbeit, die G . . s zu beschaffen. Zum Dank gab er mir den guten Rat, nicht vierter Klasse zu fahren, das sei zu unsicher. Ich hatte auch schon daran gedacht, aber nicht an den Aufschlag. So kostete die Rückreise 9,20 Mark statt zwei Mark achtzig. Die Gans selbst nur 48 Mark.

Ich kam ohne Schwierigkeiten nach Hause. Unterwegs bei der Kontrolle verschenkte ich sie vorübergehend einem Feldgrauen, den ich mit einer Mark schmierte.

„Hurra, die Gans“, schrie es aus drei Kehlen, als ich in die Türe trat. „Laßt's doch gleich vom Turm blasen, daß wir jetzt vier Gänse haben statt drei,“ schimpfte ich, während ich den Rucksack abknöpfte.

Nun ging es an das Auspacken. Meine Alte stand gespannt am Tisch. Endlich lag der Vogel vor uns. „Ach, wie treu“, meinten die Mädchen.

Die Hausfrau betastete ihn von allen Seiten, sah mich einen Moment an und bemerkte: „Da hast Du aber eine schöne Großmutter aufhängen lassen, die ist an Alterschwäche oder an Unterehrnahrung gestorben.“

„Nu bestieh sie Dir doch erst mal, ehe Du schimpfst.“

Sie schnupperte jetzt sogar dran. Und zwar dort, wo die Beine an den Leib gewachsen sind. Empört rief sie:

„Da riech nur mal, wie das Vieh schon stinkt . . .“

„Na hör mal, an der Stelle kann man doch nicht gut riechen.“

„Aber eine Gans, wenn sie frisch ist. Die hält sich nicht bis Weihnachten. Ausgeschlossen. Wenn man nur einen Mann schickt, da ist alles verkehrt.“

Die Kinder lauschen gespannt dieser wissenschaftlichen Ganslogie.

„Dann können wir sie doch schon morgen essen, das Gänsefett heben wir auf,“ meinte frohlockend die Jüngste.

„Fett? Die und Fett. Da können wir mehr dran tun, wie die hergibt, das Fett könnt Ihr Euch denken.“

Vergerlich fing Mutter an, dem armen Tier gleich die Innenteile auszunehmen. „Da schau her, die hat Steine und Dreck im Magen, wovon sollte denn die fett werden? Und Därmschen hat sie wie Zwirn. Jessas ist das ein Vieh.“

Am nächsten Tage schon in der Früh lag sie im Ganskrematorium. Die Alte schimpfte dabei fortwährend auf die sechzig Mark und den verrückten Kerl von einem Mann, der so ein schwindelndes Luder ins Haus bringt.

Jeder Brocken Fett, der in die Pfanne kam, den schluckte das Vieh gierig auf.

„Wenn das Vieh bei Lebzeiten so gesuttert hätte, wie sie heute Fett frisst, dann müßte sie einen Viertel Zentner wiegen,“ hörte ich.

Allmählich gab es aber doch einen herrlichen Duft im Haus. Gegen 11 Uhr kam der Parteiführer.

„Mmmm, ai wat, ai wat,“ machte er, als er zur Tür hereintrat, „Herrgott ist das ein Düstchen, ist das ein Aroma!“

„Wir hamm e bissl Trapp trapp gebraten, log meine Frau „da meent man wunder, was man hat,“

„So, so. Einen Gaul mit Schwimmhaut! Gibts das auch?“

Nämlich am Eingang zur Küche lagen hübsch friedlich die Gänsefüß, der Hals, Schnabel, Lunge, Leber und andere Kleinigkeiten als Verräter.

„Sie sehen aber auch alles“ gab Mutter beschämt zur Antwort. „Nu ja, es ist 'ne Gans, aber en richtiger Prolete Nicht wie Haut und Knochen.“

„Ja, ja, bei die Zeiten. Na denn lassen se sich man keen Knöchelchen zwischen de Luftröhre kommen.“

Als er fort war, gab ich der Meinung Ausdruck, man hätte ihn doch mal kosten lassen müssen. Aber da hatte ich in ein schönes Fettnäppchen getreten. „Trag doch die Pfanne glei uff de Gasse, wenn de meenst, es is zu viel.“

Na, es wurde zwölf. Der große Moment war da. Es war ein feierlicher Augenblick, als Mutter rief: „Nu man los es ist aufgetragen.“

Gerade als das Messer knirschend in den Brustkorb fuhr, klingelte es wie rasend draußen.

„Die Gans weg, die Gans weg!“ schrie der Älteste.

„Albernes Zeug“ antwortete darauf ich, „macht uns nicht lächerlich. Seht mal zu, wer's ist.“

Es war Fritz, in Uniform, der als weit entfernter Bekannter einmal durch unsere Stadt kam und seinen Freund mitbrachte. Als die beiden den Braten sahen, bekamen sie Augen wie Feuerräder.

Ich log ihnen vor, daß wir uns unbändig freuten, sie bei uns zu haben, und daß sie miteffen könnten. Meine Frau wagte ich dabei nicht anzusehen.

Und sie aßen mit uns. Aßen? Nein sie fraßen, stoppten, würgten, daß ihnen die Augen tropfen; als ob sie gar keine Klappe im Hals hätten. Dabei sagten sie immer, sie hätten eigentlich schon gegessen. Ich dankte meinem Herrgott für die Vorspeise und malte mir aus, was wohl geworden wäre, wenn sie noch nicht gegessen hätten . . .

Um es kurz zu machen, es hätte nicht schlimmer werden können. Denn als es am 16. Dezember mittags 1 Uhr schlug, war von der Gans nicht ein Krümchen mehr zu sehen. Die Teller brauchten gar nicht gespült zu werden, sie waren so blank wie aus dem Laden.

Die beiden gingen. Dann wurde es kalt und leer in und um uns. Ich wollte mich scheiden in mein Arbeitszimmer zurückziehen, doch Mama hielt mich am Schlafittchen fest. Und nun begann eine lange Rede: Ueber A: Einkauf von Gänsen. A 1: Daß man sich keine Urahne kauft, A 2: daß die von heute kein vernünftiger Mensch gekauft hätte, B: Prüfen von Gänsen. B 1: daß man unter die Flügel nach die Fettknöllchen fassen müsse, B 2: zwischen die Beine riechen (siehe oben). C: Aufbewahrung für Weihnachten, C 1: wenn A 1 bis B 2 gut ausfällt, daß dann eine Gans acht Tage aufbewahrt werden kann. C 2: daß dann nicht zwei wildfremde Menschen gekommen wären. A—C: daß sich aus alledem ergibt, daß ich ein Esel wäre . . .

Ueber jeden Punkt sprach sie ungefähr endlos. Ich verzichtete aufs Wort, denn wenn sie recht hat, dann hat sie eben recht.

Die Kinder kamen zum Schluß: Das wäre doch keine Weihnachtsgans gewesen, weil sie doch schon am 16. Dezember gegessen worden ist und sie könnten sintemalen und allzumalen und unter Betrachtung der Umstände nicht auf die Geschenke verzichten.

Nach Schorndorf schrieb ich dann eine Karte, wegen der G . . s. Ich laure heute noch auf die Antwort. . .

Wohnungsnot nach dem Kriege?

Kürzlich hielt der Vorsitzende des Hamburger Ausschusses für Siedlungswesen, Landgerichtsdirektor Dr. Knauer, einen bemerkenswerten Vortrag über Wohnungsnot und Kleinwohnungsbau, ein Thema, das gewiß allgemeines Interesse verdient. Ausgehend von dem Ergebnis einer soeben im Buchhandel erschienenen Denkschrift des Redners über die Frage: „Haben wir in Hamburg eine Kleinwohnungsnot zu erwarten?“, beleuchtete er die baulichen Verhältnisse, wie sie sich in Hamburg in den Jahrzehnten nach 1870/71 entwickelt haben. Wie sich das freie Spiel der Kräfte bei der Kleinwohnungserstellung betätigte, zeigen in der schlimmsten Form die bis zum Cholerajahr 1892 und noch über dieses hinaus errichteten Massensperche der luft- und lichtlosen Hamburger Wohnhöfe, die den an ost endlos langen, aber nur einen Meter breiten Schlitzen liegenden Räumen das zur Gesundheit auch der minderbemittelten Klassen nun einmal erforderliche Tageslicht nicht zuführen können.

Daß einer Kleinwohnungsnot nach dem Kriege nur vorgebeugt werden kann und eine Besserung der Kleinwohnungs-

verhältnisse nur möglich ist, wenn der Staat bei der Verwertung seines großen Geländebesitzes sich in ersten Linie von bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten leiten läßt, ging bei der Erörterung der vorbereitenden Maßnahmen zur Wiederbelegung, Verbesserung und Verbilligung des Kleinwohnungswesens nach dem Kriege deutlich hervor.

Ein wesentlicher Faktor ist dabei die im Interesse der Erstickung unserer kommenden Geschlechter dringende Notwendigkeit, in dem Großstadtkörper ausreichende Freiflächen für die Spiel- und Bewegungsbedürfnisse der Jugend einzuführen und statt der bisherigen immer noch üblichen Verschwendung an Bau- und Unterhaltungskosten für unnötig breite Straßen zweckmäßig ausgestaltete Wohnstraßen im Zusammenhang mit den Grünflächen anzulegen. Doch die zweckmäßige Gestaltung des Bebauungsplanes schafft nur erst die Möglichkeit zu einer Besserung unserer Wohnungsverhältnisse. Ihre Verwirklichung kann unter den augenblicklichen Verhältnissen vom freien Spiel der Kräfte nicht erwartet werden, namentlich in Unbe-

tracht der Baustoffverteuerung und der Steigerung der Arbeitslöhne.

Wollte man die Herstellung der Kleinwohnungen nach dem Kriege dem freien Spiel der Kräfte überlassen, so wäre eine Wohnungsnot bald die unvermeidliche Folge. Nach der Ansicht des Vortragenden kann sie nur verhütet werden, wenn rechtzeitig die Bildung gemeinnütziger Kleinwohnungsbaugesellschaften unter starker Beteiligung des Staates in Form eines gemischt-wirtschaftlichen Siedlungsunternehmens gelingt. Nur so kann auch die Bevölkerungspolitik auf dem Gebiete des Wohnungswesens ihre praktische Betätigung durch die Wohnungsfürsorge für kinderreiche Familien finden.

Zum Schluß wies der Redner darauf hin, wie die Bestrebungen zur Erzielung einer größeren Wirtschaftlichkeit auch auf dem Gebiete der Bautechnik und Bauwirtschaft den Gedanken

der Menschen- und Güterökonomie neu geweckt hätten und die Erkenntnis der Notwendigkeit der Einführung der wissenschaftlichen Betriebsleitung durch eine rationelle methodische Gestaltung des Baubetriebes sich Bahn bräche.

In der sich anschließenden angeregten Aussprache spiegeln sich die beiden Weltanschauungen: die eine, die in gemeinnütziger Weise, zum Wohle der Allgemeinheit, die Kleinwohnungsfrage zu lösen sucht gegenüber der anderen, die, bisher fast ausschließlich auf kapitalistischer Grundlage aufgebaut, in erster Linie den Nutzen des Einzelnen im Auge hat. „Das Gemeinsame stützt den Staat, das Selbstsüchtige löst ihn auf. Deshalb ist es nützlich, wenn das Gemeinsame dem Einzelnen vorgestellt wird.“ Das war schon vor mehr als 2000 Jahren Platos Erkenntnis.

Fürsorge für Kriegsteilnehmer und ihre Angehörigen.

Bessere Versorgung der Kriegsbeschädigten.

Das Kriegsministerium versendet ein Rundschreiben an die Presse, in dem auf einige in der letzten Zeit getroffene und vielleicht nicht allgemein bekannte Maßnahmen hingewiesen wird, welche die Lücken der jetzigen Kriegsbeschädigtenfürsorge ausgleichen sollen. Das Rundschreiben geht davon aus, daß das Mannschftsversorgungsgesetz vom 31. Mai 1916 sich gegenüber den durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen vielfach als unzureichend erwiesen hat.

Durch die neugetroffenen Maßnahmen wird zunächst der Kreis der Personen erweitert, die Verstümmelungszulage beziehen. Während das Mannschftsversorgungsgesetz in der Hauptsache nur äußerlich Schwerverletzten die Verstümmelungszulage von 27 Mark monatlich zubilligte, soll sie jetzt auch den innerlich Schwerverkrankten zugebilligt werden. Ferner soll Verstümmelungszulage gewährt werden bei Störungen der Bewegungs- und Gebrauchsfähigkeit beider Hände, Arme, Füße oder Beine, die in ihrer Gesamtwirkung dem Verlust einer Hand, eines Armes etc. gleich zu achten sind, ebenso bei Halbbblindheit, und schließlich bei schweren Gesundheitsstörungen, die in bezug auf Schonung oder Hilfsbedürftigkeit dem Zustande des Pflegebedürftigen nahesteht. (Z. B. bei schweren Folgezuständen nach Kopfschüssen, bei Verletzungen des Unterkiefers, die künstliche Ernährung oder ausschließlich flüssige Kost notwendig machen, bei schweren inneren Leiden, die durch besonderes Schonungsbedürfnis die Lebenshaltung außergewöhnlich erschweren.)

Kann bei einer Verletzung oder Erkrankung Dienstbeschädigung bzw. Kriegsdienstbeschädigung nicht festgestellt werden, weil das Leiden mit dem Militärdienst zweifellos in keinerlei Zusammenhang steht, so wird — sagt das Rundschreiben des Kriegsministeriums — der Kranke keineswegs kurzerhand ohne jede Versorgung entlassen, sondern es kann ihm eine bedingte Rente gewährt werden. Die für die Bewilligung solcher bedingten Renten bisher bestehenden Einschränkungen, daß der Betreffende längere Zeit im Dienst gewesen und mindestens 30 Prozent erwerbsunfähig sein mußte, sind bis auf weiteres fallen gelassen worden.

Den Kriegsbeschädigten, die trotz eifriger Bemühungen und trotz Inanspruchnahme der Kriegsfürsorgestellen nicht ihr früheres Arbeitseinkommen wieder erreichen, kann ein Teil des Schadens durch Zusatzrenten ersetzt werden. Schließlich wird in den Fällen in denen entlassene Mannschaften trotz der ihnen gewährten Versorgungsgebührlisse ohne Verschulden in bedrängte wirtschaftliche Lage geraten, durch Gewährung einmaliger oder auch laufender Unterstützungen geholfen.

Unerfüllte und unerfüllbare Wünsche.

In den Mitteilungen „Die Kriegsbeschädigtenfürsorge in der Rheinprovinz“ lesen wir die nachstehenden beachtenswerten Ausführungen:

Eine zwecklose Beunruhigung der Kriegsbeschädigten ist in der letzten Zeit durch verschiedene Zeitungsnachrichten hervorgerufen worden. So ging durch die Presse eine Mitteilung über einen angeblichen großen Erfolg des Verbandes der Wirtschaftlichen Vereinigungen Kriegsbeschädigter, wonach auf seine Eingabe hin der Reichskanzler verfügt habe, daß den im Staats- oder Kommunaldienst tätigen Kriegsbeschädigten neben ihrem ungekürzten Einkommen die Rente voll ausbezahlt werden solle. In Wirklichkeit ist ein solcher Erlass in keiner Weise ergangen, was ja auch selbstverständlich ist, da der Reichskanzler die Bestimmung des § 36 des Mannschftsversorgungsgesetzes über das

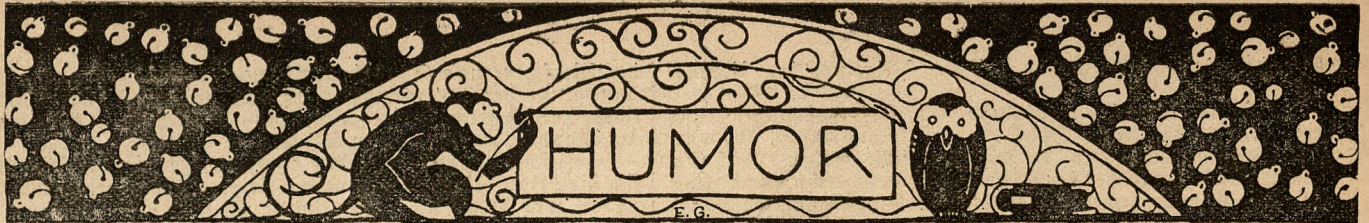
Ruhen eines Teiles der Rente bei Anstellung im Zivildienst nicht aufheben, dies vielmehr nur durch ein Gesetz erfolgen kann.

In der gleichen Weise wurde mitgeteilt, daß sämtliche Kommunalverwaltungen angewiesen seien, bei der Verteilung der Lebensmittel der Kriegsbeschädigten, die ein entsprechendes ärztliches Attest vorlegen, besonders zu berücksichtigen. Auch über diese Anweisung ist den Kommunalverbänden nichts bekannt.

So sehr man auch im Interesse der Kriegsbeschädigten ihre Besserstellung nur auf das Bärmste begrüßen kann, so sind aber doch solche irreführenden Meldungen zu bedauern, da sie nur Enttäuschungen und als deren Folge Erbitterung und Unzufriedenheit hervorrufen können. In der gleichen Weise ist dem Interesse der Kriegsbeschädigten nicht damit gedient, daß in Eingaben, Reden und Zeitungsaussagen Forderungen erhoben werden, die entweder überhaupt oder zurzeit keine Hoffnung auf Verwirklichung haben können. Als solche Forderungen seien beispielsweise genannt: die gesetzliche Festsetzung eines Minimallohnes für Kriegsbeschädigte, Beförderung der Kriegsbeschädigten mit der Eisenbahn zum Militärtarife, Reservierung besonderer Abteile für Schwerbeschädigte, unentgeltliche Straßenbahnfahrt für Kriegsbeschädigte, Freihaltung von Plätzen in der Straßenbahn für Kriegsbeschädigte, Freikarten für Theater und Sperrkarten für solche, die beinbeschädigt sind, Aufstellung eigener Vertreter zu den Reichstags- und Landtagswahlen. Hierin gehört auch die Forderung „wirtschaftlicher Sicherstellung“ sämtlicher Kriegsbeschädigter.

So sehr man auch die Erfüllung dieser Forderung nicht nur jedem Kriegsbeschädigten, sondern auch jedem Kriegsteilnehmer, der jahrelang die unfählichen Strapazen des Kriegsdienstes ertragen hat, wünschen mag, so ist doch klar, daß sich dieses Ziel niemals erreichen läßt, sondern daß die wirtschaftliche Sicherstellung bei den meisten Kriegsbeschädigten, besonders bei den Leichtbeschädigten, im wesentlichen wie bei jedem anderen Menschen in seiner eigenen Arbeit und seiner eigenen Tüchtigkeit und nicht auf gesetzlichen Bestimmungen oder amtlichen und fürsorgischen Maßnahmen beruhen kann. Das Aufstellen derartiger Forderungen ist zwar geeignet, den Beifall mancher (durchaus nicht aller) Kriegsbeschädigten zu finden; es ist aber nicht geeignet, den wahren Interessen der Kriegsbeschädigten zu dienen. Es erweckt bei ihnen Unzufriedenheit und Erbitterung, wenn das als berechtigt Vorgestellte ihnen doch nicht erfüllt wird. Noch schlimmer ist aber, daß dadurch bei den Nichtkriegsbeschädigten und bei weiten Kreisen, deren Wohlwollen und Entgegenkommen für die Kriegsbeschädigten nur von Vorteil sein kann, leicht ein Gefühl der Abneigung und Verärgerung gegen die Kriegsbeschädigten allgemein hervorgerufen wird.

Noch mehr ist im vaterländischen Interesse zu bedauern, daß neuerdings auch dazu übergegangen wird, die Kriegsbeschädigten davon abzuhalten, ihre Kräfte der Kriegsindustrie zur Verfügung zu stellen. Die Berufsberatung der amtlichen Beratungsstellen wird deshalb als ungeeignet bezeichnet, weil diese Beratungsstellen entsprechend der vaterländischen Pflicht und den Erlassen des Kriegsamts darauf drängen, daß auch die Kriegsbeschädigten kriegswirtschaftlich wertvollen Betrieben zugeführt werden, selbst wenn im einzelnen Falle die Gefahr besteht, daß eine dauernde Beschäftigung in der betreffenden Arbeitsstelle nicht zu erwarten ist. Die Fürsorgestellen dürfen sich aber durch diese Hagarbeit nicht davon abhalten lassen, nach wie vor in diesem Punkte ihre Pflicht zu tun und nach Möglichkeit das Interesse der Kriegsbeschädigten mit dem vaterländischen Interesse in Einklang zu bringen suchen.



Eine wahre Geschichte.

Im Soldatenheim zu B. wurden die Portionen von Tag zu Tag kleiner. Anfangs nahm man die Sache von der komischen Seite, betrachtete die Speisen mit dem Vergrößerungsglas, sprach von Muskelschwund und Schrumpfleber und bedauerte den Dchsen, der wegen solcher unbedeutenden Fleischmengen das Leben lassen mußte. Eines Tages wurde die Sache doch zu toll und die Portionen hatten eine Winzigkeit angenommen, daß sie schon eine direkte Verhöhnung des Garnisonbefehles bildeten, der ausdrücklich von reichlichen Portionen sprach. Man ärgerte sich über die Willkür der, nebenbei bemerkt, allgewaltigen Köchin, schluckte aber die But mit den kleinen Fleischstücken herunter nicht ohne tief sinnige Betrachtungen über die Wechselbeziehungen einer großen Zeit zu den kleinen Portionen anzustellen. Es wirkte unter diesen Umständen wie eine Sensation, daß eine Portion auf den Tisch kam, die zwar auch nicht von überwältigendem Umfang war, so aber doch die übrigen wesentlich an Größe übertraf. Ein beherzter Kamerad, der seinen Mint schon in unzähligen Schlachten bekundet hatte, wagte den Gang in die Küche, um der Allgewaltigen an Hand zweier Portionen die Ungleichheit der Bemessung zu zeigen, in der Hoffnung, einen Ausgleich zu erzielen. Die Köchin zeigte Verständnis für den Fall. „Dem einen Kerl habe ich wirklich zu viel gegeben“, sagte sie, nahm ein Stück Fleisch weg und entließ damit unsern Kameraden gnädigst, der nun mit zwei gleich kleinen Portionen zurückkehrte.

Von der Feldbahn.

Eine Feldbahn — irgendwo, irgendwo und irgend einmal — besaß zwei Lokomotiven, die von den Benutzern des Schnellzuges getauft wurde. Die eine hieß Galilei (und sie bewegt sich doch), die andere Piccolomini (spät kommt ihr, doch ihr kommt).

Karn. Jul. Kriegszug.

Die Kunst hat während des Krieges ungeahnte, glänzende Fortschritte gemacht und ist dabei doch so recht volkstümlich geworden. Man denke nur — beispielsweise — an unsern Riesenumsatz in Kunstthonig.

Hochzeitsreisen im Krieg.

Wir Deutsche sind halt unverbesserlich: Vorige Woche habe ich mich kriegsrauen lassen, und heut bin ich richtig schon auf dem Wege nach Venedig!

Strandleben.

„Guten Morgen, Herr Meyer, haben Sie heute ein Bad genommen?“ — „Wieso? Fehlt denn eins?“

Sparregeln.

Wie spart man Seife? — Man wäscht seine Hände in Unschuld. — Wie spart man Gas? — Man läßt sein Licht leuchten. — Wie spart man Heizung? — Man läßt sich feurige Kohlen aufs Haupt sammeln. — Wie spart man Kleidung? — Man hüllt sich in Schweigen.

Der Meyer hat einen Prozeß in Berlin, muß aber wegen eines dringenden Geschäfts nach Leipzig abreisen. Er hinterläßt seinem Anwalt die Weisung, ihm dorthin sofort über den Ausgang des Prozesses zu depeeschieren. Der Anwalt nimmt den Termin wahr und telegraphiert: „Die gerechte Sache hat gesiegt!“ worauf die Drahtantwort aus Leipzig eintrifft: „Sofort Berufung einlegen!“

Maßstab.

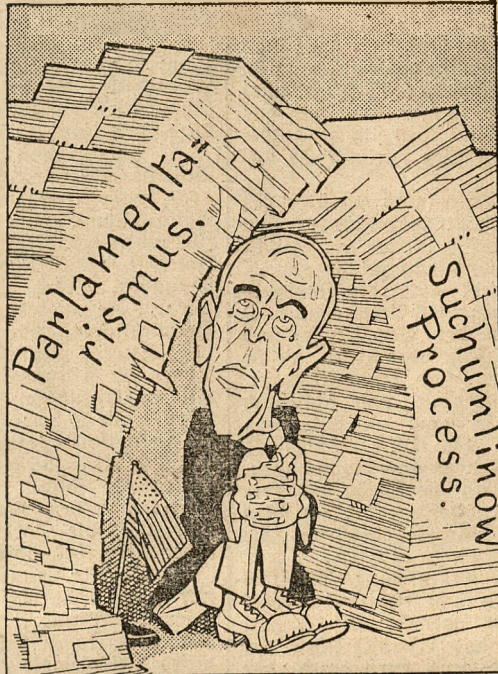
Bäuerlein (in der Zeitung lesend): „Unsere U-Boots haben wieder einen großen englischen Dampfer als Prise genommen. — Donnerwetter, müssen die Nasen haben!“

Die verträglichste Truppe.

„Weißt du auch, welches die verträglichste von allen Truppen ist?“ — „Na, welche denn?“ — „Die Minenwerfer.“ — „Wieso?“ — „Sie machen dauernd gute Miene zum bösen Spiel!“

Der Kanonier mit den Schmissen.

Der Herr Oberst des Feldartillerieregiments Nr. X hat wieder mal die Stellungen beaugenscheinigt und sieht auch nach dem Wohl und Wehe seiner Kerls in Unterkunft und Höhlengeläß. In einem Unterstand sind sie gerade dabei, nach guter Arbeit, einen Skat in Szene zu setzen. Es fällt ihm einer auf in Folge seiner Schmissen. Es entwickelt sich ein Gespräch. „Na, mein Lieber, auch Studente, was! Wollen Sie zum Hochschulkursus?“ — „Jawohl, Herr Oberst!“ — „Wieviel Semester ha'm Sie denn?“ — „36, Herr Oberst!“ — „So, na, was sinn Sie denn?“ — „Oberlandesgerichtsrat, Herr Oberst!“



WILSON: „Wie lüge ich mich da durch?“

In einem Unterstand sind sie gerade dabei, nach guter Arbeit, einen Skat in Szene zu setzen. Es fällt ihm einer auf in Folge seiner Schmissen. Es entwickelt sich ein Gespräch. „Na, mein Lieber, auch Studente, was! Wollen Sie zum Hochschulkursus?“ — „Jawohl, Herr Oberst!“ — „Wieviel Semester ha'm Sie denn?“ — „36, Herr Oberst!“ — „So, na, was sinn Sie denn?“ — „Oberlandesgerichtsrat, Herr Oberst!“

Verschiedenes.

Auch ein Friedensprogramm!

Die Engländer haben u. a. ihr Friedensprogramm festgelegt: Der deutsche Imperialismus muß niedergeworfen werden. Der englische genügt vollkommen. Wir nahmen die russische Formel „ohne Annexionen“ an. Die Annexion von Elsaß-Lothringen ist keine Annexion; Frankreich hat im Frankfurter Frieden das gestohlene Land den Deutschen zurückgegeben, — Deutschland soll jetzt diesem edlen Beispiel folgen. Die Annexion österreichischer Gebiete durch Italien ist keine Annexion, sondern ein rechtmäßiges Geschäft. Den Kaufpreis hat Italien mit seiner Ehre bezahlt. Die Annexion türkischer Gebiete ist keine Annexion, weil England das geheiligte Recht hat, zu stehlen, was es brauchen kann. Die englische Provinz Belgien muß von den Deutschen den Engländern zurückgegeben werden. Es wird ein Bund der europäischen Völker gegründet unter der Diktatur Chinas, Japans, Monacos, Liberias, Tahitis, der Unamiten, Singalesen und Amerikaner. Die afrikanischen Kolonien mit

Ausnahme der englischen, französischen, belgischen, portugiesischen und italienischen kommen unter die internationale Verwaltung Englands, Frankreichs, Belgiens, Portugals und Italiens. Die Frage der Schuld am Kriege und der Vergehen gegen das Recht und die Menschlichkeit wird klargestellt durch einen Gerichtshof, dem die Herren Lloyd George, Ribot, Kerenski, Paschitsch, Venizelos, Princip, Gabriele d'Annunzio, Wilson, Schwab, Gerard und andere wahrheitsliebende Ehrenmänner angehören. Das Völkerrecht wird wieder hergestellt. England und seine Freunde dürfen darauf pfeifen! Die wichtigsten Lebensmittel kommen unter internationale Kontrolle, damit die Zentralmächte nichts davon bekommen! Kein Wirtschaftskrieg nach dem Kriege! Sobald Deutschland dauernd ruiniert ist. Jeder englische Arbeiter bekommt nach dem Kriege einen Deutschen als Kuli, der ihm die Stiefel putzt und die Arbeit tut. Wer die Verfasser dieses Friedensprogramms für Gefinbel oder Narren hält, wird als „Barbar, Imperialist und Feind der Menschheit“ erklärt!

Die Gasmaske als Staubschutz im Frieden.

Wenn die im Kriege mit verschiedenen Vorrichtungen, Erfindungen und Verbesserungen gemachten Erfahrungen auf friedliche Verhältnisse übertragen werden, sollte man nach Ansicht der „Deutschen Gärtner-Zeitung“ auch die bei Gasangriffen verwendeten Schutzvorrichtungen berücksichtigen. Zwar handelt es sich in Industrie und Landwirtschaft nur in seltenen Fällen um den Schutz gegen giftige Gase, um so größer ist aber die Zahl der Betriebe, in denen die Gesundheit der Angestellten durch dauernde Staubentwicklung geschädigt wird. So gilt es z. B. die Lungen der Steinarbeiter zu schützen, der Gärtner, die Sämereien reinigen müssen, der Landwirte, die Kalkstickstoff streuen etc. In dieser Beziehung wurde bisher auffallend wenig geleistet, und darum empfiehlt es sich, die Gasmasken durch entsprechende Veränderungen in eine für solche Fälle praktische Staubmaske umzuwandeln. Die einfachste Atemschutzvorrichtung ist ein über Mund und Nase gebundenes nasses Tuch, doch handelt es sich hier um ein für die modernen Verhältnisse lächerlich primitives Mittel, das darum auch sehr häufig versagt. Neuerdings wurden zum Durchschnittspreis von 10 bis 15 Mk. für das Stück Atmungsfilter oder Respiratoren auf den Markt gebracht. Die besten sind durch ihre Kapuzenform, die vor den Augen befindlichen Zellulosefenster und dem eigentlichen Luftfilter vor Mund und Nase den beim Heere verwendeten Gasmasken am ähnlichsten. Sehr vorteilhaft wäre es, wenn nach Kriegsschutz die überflüssigen Gasmasken industriellen und landwirtschaftlichen Betrieben zum Schutz der Arbeiter vor Staubentwicklung zur Verfügung gestellt würden. Auch Gasmasken, die aus irgendwelchen Gründen den Heereszwecken nicht mehr entsprechen, könnten jetzt schon für genannten Zweck brauchbar gemacht werden.

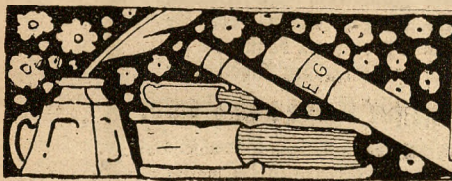
Türen, die immer offen stehen.

In Böhmen liegt, wie der „Kiesler Ztg.“ geschrieben wird, ein kleines Mönchskloster, dessen schwere Pforte seit mehr als

150 Jahren nicht geschlossen worden ist. Der Stifter hatte nämlich in seinem Testament die Bestimmung getroffen, daß das Kloster Tag und Nacht Wanderern offen stehen solle, die der Nahrung und Unterkunft bedürftig seien. Damit sich jedoch keine Diebe in das Kloster einschleichen, lassen die Mönche von mächtigen Hunden die Vorwacht an dem offenstehendem Eingang halten. Einen ganz anderen Charakter trägt ein Gebäude in der nordamerikanischen Stadt St. Louis, dessen Haupteingang seit seiner Vollendung, d. h. seit mehr als 80 Jahren ebenfalls ununterbrochen offen gestanden hat. Es ist ein großes Speisehaus, in dessen Räumen man zu jeder beliebigen Tages- und Nachtzeit Erfrischungen erhalten kann, und dessen Bedienungspersonal schichtweise arbeitet. Auch das bekannte Berliner Kaffee Bauer hatte über zwanzig Jahre lang seine Pforten Tag und Nacht offengehalten, bis die neue Polizeiverordnung gegen die Nachtkaffees seinen Besitzer zwang, während bestimmter Stunden zu schließen. — In New York gibt es ferner ein Zeitungsbureau, dessen Tür 25 Jahre lang nicht geschlossen worden war, bis dies während des Begräbnisses des ermordeten Präsidenten Mac Kintley auf etwa fünf Minuten geschah. — In Schottland lebte vor einiger Zeiten, Zeitungsberichten zufolge, eine alte Witwe in einem kleinen Häuschen, dessen Tür sie während des Zeitraumes von sieben Jahren gleichfalls nie verschlossen hatte. Die Alte hatte nämlich ihren einzigen Sohn auf hoher See verloren und lebte des unerschütterlichen Glaubens, daß ihr Kind eines Tages doch wieder heimkehren werde. Daher beschloß sie, ihm ihre Türe stets geöffnet zu halten, und dieses Gelöbnis hielt sie auch, bis sie endlich dem vergeblich Erwarteten im Tode folgte.

500 000 Mark für Kriegerfriedlungen.

Die Besitzer der Firma August Wellner Söhne in Aue, die Gebrüder Wellner und Paul Gaedt, stifteten für Siedelungen für heimkehrende Krieger für den Kleinwohnungsbau und für sonstige Wohlfahrtszwecke 500 000 Mark.



BÜCHERSCHAU

Jahrbuch einer Seele, herausgegeben von Walthar Nitzack-Stahn. J. Fricke Verlag (J. Nitzack-Stahn) Halle a. d. Saale. Die Blätter haben seitfame Schicksale gehabt. In stillem Frauengemach sind sie entstanden, Selbstgespräche, die ursprünglich auch dem Geliebtesten verborgen bleiben sollten. Der Sturm des Krieges hat sie aufgehoben und ins Feindesland verweht. In einer Pariser Zeitschrift erschienen Auszüge, die man als Offenbarungen einer deutschen Frauenseele bezeichnete, wert, von den Begnern dieses wunderlichen Volkes gelesen zu werden. Die Handschrift wurde wieder aufgefunden und auf Umwegen kam sie in die Heimat. Die die Blätter geschrieben hat, starb schon vor dem Manne, der den Heldentod erlitt, in einem Feldlazarett. Auch die wenigen anderen, die in dem Buche vorkommen, leben nicht mehr. So hindert nichts, das Innerste einer Namenlosen aufzutun. Aus einer vergangenen Welt klingt ihre Stimme herüber — als eines Menschen, der länger und wirkender zu leben verdient hätte als es die kurze Spanne eines unbeachteten Daseins zuließ.

Die Stürmer von Douaumont. Kriegserlebnisse eines Kompagnie-Führers. Von C. von Brandis, Oberleutnant im Infanterie-Regiment Nr. 24, Ritter des Ordens Pour le merite. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis 1,25 Mark. Oberleutnant von Brandis, der mit dem höchsten Kriegsorten ausgezeichnete Führer der verwegenen Douaumont-Stürmer, berichtet in diesem Buche, was alles er mit seinen Vierundzwanzigern, echten märkischen und Berliner Jungs, erlebt hat. Von den siegesfähigeren Vormärschen durch Belgien und Frankreich, vom ersten Buddeln und Schanzen in Lehm und Kreide, von fröhlicher Fahrt ins Donauland und verwegenen Serben-Jagden, von dem „unerhörten Dufel“ des Sturmes auf Douaumont, von der Hölle bei Verdun und dem Grausen der Sommeschlachten. Das ist ein Buch aus einem Guß, packend durch die Wucht der Taten und Tatsachen, packend fast noch mehr durch die hinreichende Unmittelbarkeit der Darstellung. Mit wenigen Strichen nur sind Menschen und Dinge gezeichnet; knapp sind die Sätze, solistisch ungeschminkt ist die Sprache. Aber von einer Kraft und Fülle der Anschaulichkeit, einer Trefflichkeit und Bildhaftigkeit des Ausdrucks, daß jeder Schriftsteller von diesem Nichts-als-Soldaten lernen kann.

Se Wernows Weg, Roman von Elise Wellis. 4 Mk. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57. Was deutsche

Frauen, aufrecht und treu, im eng umgrenzten Kreise weiblichen Wirkens, an Leid und Glück zu tragen vermögen, erzählt der vorliegende Roman. Ein Heldenlied eigener, schlichter Art ist es, das hier erklingt zur Ehr und Preis jener Tausende von Frauen, die still und stolz inmitten des tosenden Riesenringens ihren Weg gehen. In die harten und grellen Töne von Zerstörung und Leiden dieses Weltkrieges hinein klingt dies reine, hohe Lied einer kraftvoll keimenden und wachsenden Liebe. Ein deutsches Buch ist der Roman, ein stilles trotz all des wilden Geschehens und blutigen Ringens, in das Jfe Wernow auf ihrem Wege gestellt wird. Und es predigt mit lauter Zunge: „Erzieht eure Kinder zu bewußtem Volkstum, erzieht sie zu Aufrechten, denen ihr deutsches Vaterland das Höchste auf Erden ist. Dann, und nur dann können sie den Kampf mit einem Geschick aufnehmen, wie es uns Lebenden zu tragen beschieden ist.“

Die zweijährige Zeitung der 10. Armee. Am 9. Dez. 1917 konnte die größte Feldzeitung der Ostfront, die Zeitung der 10. Armee, auf ihr zweijähriges Bestehen zurückblicken. Das in Wilna erscheinende Blatt ist bekanntlich bald nach der Eroberung dieser Stadt durch den Führer der siegreichen 10. Armee, Generalfeldmarschall von Eichhorn, für seine Truppen gegründet worden und ein rein militärisches Unternehmen, das aber, dank seiner Leistungsfähigkeit und Rührigkeit, auch in der Heimat viele Freunde gefunden hat. Von ihrer Leistungsfähigkeit legt auch die zum zweiten Jahrestage der Zeitung erschienene Nummer Zeugnis ab. Außer dem Hauptblatt, in dem der Gedenktag in einer hübschen, auf den litauischen Reiter anspielenden Zeichnung festgehalten wird, enthält die Nummer den Beobachter, die Beilage belehrenden Inhalts, sowie die Scheinwerfer-Bildbeilage und einen besonderen Bilderbogen.

„Kriegsschulden und volkstümliche Steuerreform“ von Reg.-Rat Koniezhko und C. Joos, Frankfurt a. M. Verlag der Frankfurter Vereinsdruckerei, G. m. b. H. 1 Mark. Die Schrift verfolgt hauptsächlich den Zweck, in weitesten Kreisen Verständnis für den Zusammenhang von Steuer- und Wirtschaftssfragen zu erwecken, die Schäden eines einseitigen, direkten Steuerstems darzulegen und den Ausbau indirekter Steuern — unter möglicher Berücksichtigung eines der einfachen, besseren und luxuriösen Lebenshaltung und angepassten Staffellung der indirekten Abgaben — zu empfehlen.

Gibt mir meine Wildnis wieder! Umbrische Reise-
geschichtlein von Heinrich Federer. Herdersche Verlagshandlung,
Freiburg. 1,20 Mark. Ein zweites Bändchen „umbrischer Reise-
geschichtlein“ wird mit der erschütternden „Tragödie“ des greisen
Papstes Cölestin 5., des schlichten, weltunkundigen Eremiten,
eingeleitet, der aus dem Geklüfte der Abruzzan heraus urplötzlich
zum Herrn der Christenheit erhoben wird und, nachdem er sich
nur mit schwerem Widerstreben der Wahl gefügt, bereits nach
einem Vierteljahre der päpstlichen Würde feierlich entsagt, um
frei in seiner „Wildnis“ sterben zu können,
schließlich heimwehkrank zwischen den Felsenmauern von Fumone
endet. Wiederum so recht ein Stoff für einen Heinrich Federer,
der sich aus ganzer Seele in die inneren Kämpfe und Leiden
seines Helden eingelebt! Mit dem weltgeschichtlichen Großbild
ringt um die Palme ein wunderliebliches, „heiligsterliches Ge-
schichtlein“, wie es nur der begnadete Schilderer des „armen
heiligen Bettelmannes“ wiederzugeben vermag: die „Legende“
von Sankt Benedikts Dornen, die sich auf das gottesfrohe
Lächeln des hl. Franz in Rosen verwandeln. Dazwischen sind
wahre Prachstückchen aus dem italienischen Volksleben einge-
woben. Aus den beiden dramatisch bewegten Schlussjahren
sprechen zugleich die geschichtlichen Lehren einer mehr denn tausend-
jährigen Vergangenheit.

Die letzten Acht von S. M. S. „Frauenlob“. Meine
Kriegsfahrten auf S. M. S. „Frauenlob“ bis zu ihrem Unter-
gang; das Schicksal der acht Überlebenden. Von Fährnrich z.
See Walter Stolzmann. 1 Mark. Verlag von Julius Hoffmann.
Was für ein herrliches deutsches Seemannslied ist diese aus
einem frischen Herzen sprudelnde, mit jugendlichem Schwung
vorgetragene Erzählung von Kampfeslust und Siegesfreude,
von Not und Tod, von goldbechter Treue und Kameradschaft-
lichkeit, von unverzagtem Kopfhochhalten, wenn, buchstäblich
und bildlich, das Wasser schon über die Kehle gestiegen ist!
Es ist ein besonders wackeres Schiff, diese „Frauenlob“: sie hat
schon am 28. August 1914 den überlegenen englischen Kreuzer
„Urethusa“ siegreich abgefertigt; sie hat den „King Stephen“
vernichtet und seine Besatzung gefangen genommen, jenen Feig-
ling, der die Zeppelinbesatzung des „L. 19“ hilflos den Wellen
preisgegeben, sie kämpft wie ein Tiger in der Seeschlacht im
Skagerrak gegen drei große Panzerkreuzer, wird torpediert,
und von der ganzen Besatzung werden schließlich noch acht
Mann von holländischen Schiffen dem fast sicheren Tode ent-
rissen, nach Holland gebracht und hier interniert. Dies alles
erzählt der junge Fährnrich klar, anschaulich und doch so knapp,
daß kein Wort zu viel ist, hinreichend, wie sein Gemüt selbst
von den Ereignissen im Stuge mitgerissen wurde.

Notgeld und Briefmarken

werden für Sammelzwecke gekauft. In Betracht kommen für
Notgeld: Gut erhaltene Gutscheine, die von deutschen Gemein-
den ausgegeben wurden, für Briefmarken: Marken aus be-
setzten Gebieten (Österreich-Ungarn ausgenommen) und Marken
aus Deutschen Kolonien. Zuschriften an F. S. Geschäftsstelle der
Schlesischen Lazarett-Zeitung, Gleiwitz, Wilhelmstraße 8.

Gebrauchte Klischees

verkauft die Schlesische Lazarett-Zeitung zu billigen Preisen.
Anfragen an die Schriftleitung.

Für Heeresarbeiten werden

Facharbeiter

zum sofortigen Antritt gesucht. Schriftliche
Bewerbungen von Schlossern, Drehern,
Schmieden, Formern sind zu richten an

J. Kemna, Dampfzuggfabrik
Breslau V.

Ordentlicher, solider, unverheirat.

Rutscher,

guter Pfleger u. Fahrer, mögl. evgl. für
sophort ges. Angeb. m. Zeugnissen u. Lohn-
ford. an

Gust. Spaniel, Halbendorf
bei Oppeln.

Melt. evgl. Gehilfe,

in all. Zweigen der Gärtnerei u. Baum-
schule erfahren, d. auch Personal beaufsicht.
kann, zu meiner pers. Unterstützung in evtl.
Lebensstellung gesucht. Ausführl. Angeb.
sind Lebensf., Zeug.-Abschr., Geh.-Anspr.
und wenn mögl. Bild beizufüg.

Gustav Spaniel, Halbendorf
bei Oppeln.

Lagerhalter

für

Musikverlag

gesucht.

Julius Hainauer,
Schweidnitzerstr. 52.

Städt. Krankenhaus Bernstadt i.
Schl. sucht

Sauidiener.

Meldungen mit Lohnansprüchen an
Magistrat.

Tüchtiger Gehilfe

für Treiberei, Gemüse- und Obstbau, sow.
Binderei für 1. Februar 1918 gesucht.

Elznersche Gärtnerei,
Ebersdorf, Kr. Habelschwerdt.

Nur ständige Anzeigen
bringen dauernden Erfolg.

Augen-
gläser!



Photo-
Artikel

Optische Industrie Georg Bache

Gleiwitz, Wilhelmstr. 21 — Beuthen OS., Kaiser Franz Josefsring.

Automobilmonteure, Automobilschlosser und Schmiede

für dringende Heeresarbeiten gesucht.

Daimler-Motoren-Gesellschaft,
Breslau 2, Neuborfstr. 33.

Kennen Sie die „Jugend“

die weitverbreitete Münchner illustrierte
Wochenschrift? Wenn nicht, dann verlangen
Sie kostenfrei eine Probenummer oder für
50 Pfennig einen Probeband, damit Sie sich
augenscheinlich von dem reichen Inhalt dieser

Wochenschrift für Kunst und Humor

überzeugen. Heeresangehörigen können Sie
keine größere Freude bereiten, als ihnen für

M. 5,20 ein dreimonat. Feldpost-Abonnement

einweisen zu lassen, denn die „Jugend“ ist
anerkanntermaßen das beliebteste und ver-
breitetste buntillustrierte Blatt im Felde. Bei
Einsendung dieses Betrages nebst genauer
Feldadresse besorgt auch der Verlag die Ein-
weisung beim Feldpostamt. Bezugspreis
durch Buchhandl. oder Postanstalt M. 4,60.

Verlag der „Jugend“, München, Lessingstr. 1